

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 62 (1958-1959)
Heft: 22

Artikel: Ein Hintertreppenroman
Autor: Caltofen, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671091>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

E I N H I N T E R T R E P P E N - R O M A N

Die Hintertreppe, von der ich erzähle, ist eine unter Hunderten von ihresgleichen. Doch diese Hintertreppen unterscheiden sich wohlgermerkt von den übelbeleumdeten Hintertreppen in aller Welt. Sie sind im Gegensatz zu ihnen ganz und gar von Licht und Sonne erfüllt.

Solche Hintertreppen gibt es in Lissabon. Da bedeutet die Hintertreppe die ganze kleine Welt. Auf ihr spielen sich Tausende von Romanen ab. Romane der grossen und der kleinen Menschen.

Einer hat mir besonderen Eindruck gemacht. Er spielte in der Almirante Reis. Ein Teil des Kellergeschosses war das Domizil der Pförtnersleute. Kam man abends nach elf Uhr, so traf man sie nie auf ihrem Posten an. Dann fragten hinter den vergitterten Oeffnungen ein Paar bange, traurige Mädchenaugen. Sie gehörten der kleinen Dienstmagd Clara-Ana, die von der frühen Dämmerung bis zum nächsten Morgen stets schuftete musste.

Unter den vielen Mietern des Hauses war ein seltsamer alter Herr. Hochgebildet, aber hilflos krank und offenbar recht arm. Er liess sich jeden Tag von seiner alten Haushälterin auf die Hintertreppe führen. Dort sass er den ganzen lieben Tag im Sonnenschein. Niemand nannte ihn mit seinem Namen. Niemand nannte ihn anders als den «Bobo», den Verrückten.

Die Regenzeit kam. Alles zog sich ins Haus zurück. Er allein blieb draussen auf der Hintertreppe sitzen. Nun hatte der arme Bobo wieder einen Reiz für die Leute. Niemand lief an ihm vorbei, ohne ihn zu necken. Zufällig beobachtete ich einmal, wie Clara-Ana bei einer Beleidigung zugegen war. Sie lief schnell die eiserne Treppe hinauf, schob, ohne erst ein Wort zu verlieren, den frechen Geflügelhändler kurzerhand mit soviel Energie, wie ich ihr nie zugetraut hätte, beiseite, deckte den alten Herrn sorgsam wieder zu

und wollte dann mit ihrem schüchternen «O por favor» wieder gehen.

Das alles hatte die gesamte Nachbarschaft auf den kleinen Vorfall aufmerksam gemacht. Und so kam es, dass die ganze Nachbarschaft die kleine Unterhaltung mitanhörte.

«Wer bist du, Töchterchen?», fragte der alte Bobo.

«Ich bin Clara-Ana, Herr», sagte die kleine Magd und wollte rasch fort.

«Und wo kommst du her, Töchterchen?»

«Ich komme aus dem Waisenhaus in Belém, Herr».

«So bist du also Waise, mein Töchterchen», der alte Herr sah sie nachdenklich an, «nun da soll dir einmal Belém zu Füssen liegen».

Clara-Ana bekam furchtsame Augen. Sie wäre gern davongelaufen, aber es hatten sich so viele Neugierige angesammelt, dass ein Entrinnen kaum noch möglich war.

«Nun musst du mir noch sagen, wo du geboren bist, Töchterchen».

«Aus Guimaraes ist sie, Herr Bobo», rief die dicke Pförtnersfrau, die sich und die lieben Nachbarn nicht um den Genuss der Fortsetzung dieses Gespräches bringen wollte, mit spitzem Lachen heraus.

«So hat also deine Wiege dort gestanden, wo einst Portugals Wiege stand». Sein Blick ruhte auf Clara-Ana, und er fing an zu erzählen, er erzählte nur für Clara-Ana.

«Nun geh, Töchterchen. Du bist mir zu gut für diese hier. Dafür wirst du auch einmal in einem Schlosse wohnen — — —».

Am Ende des Jahres starb der alte Bobo. Und die Leute schlugen die Hände überm Kopf zusammen. Das Schloss war keine fixe Idee gewesen. Und Clara-Ana erbt wirklich sein Schloss.

In den nächsten Wochen war die halbe Avenida auf den Beinen, sich das Schloss anzusehen. Es stand nah vor den Toren der Stadt, auf den letzten Höhen von Sintra. Gewiss war es nur ein alter Kasten, in dem seit Jahrzehnten nur noch Ratten und Mäuse hausten. Aber Klatsch und Neid mussten doch zugeben, dass es ein richtiges, altes Adelschloss war. Ueberdies stellte sich heraus, dass zu dem Schloss ausgedehnte Ländereien gehörten, die bisher brachgelegen hatten und deren Besitz allein Clara-Ana zu einem schwerreichen Mädchen machten.

Doch Clara-Ana behielt ihr kleines Herz fest in der Hand. Sie schenkte es weder dem Golde noch

irgendeinem der fragwürdigen Jünglinge, die sich bald einstellten. Sie schenkte es einem einfachen Manne. Er hiess Belarmino und war der Sohn des Schlossverwalters. Belarmino hatte sich von früher Jugend an mit einem kärglichen Fleckchen Erde bescheiden müssen. Bis auf diesen Tag.

Als ich einmal in die Gegend kam, suchte ich sie auf. Ich sah das grosse Schloss von weitem. Wunderbar war der Ausblick. Südwärts, in der Tiefe vor der breiten Tejomündung mit den sanften Hügeln der weinberühmten Caprica am jenseitigen Ufer, erhob sich das mächtige Kloster Jeronimos de Belém und strahlte in dem blendenden Weiss seines Alcantarakalksteines ... Hier hatte Vasco da Gama die letzte Nacht auf heimatlicher Erde verbracht. Hier hatte der König das Gelübde abgelegt, nach dem Gelingen der Fahrt ein grosses Kloster zu erbauen. Hier war Vasco da Gama nach glücklicher Rückkehr aus Ostindien mit königlichen Ehren empfangen worden.

All das lag vor der kleinen Magd nun ausgebreitet. Wie hatte der Bobo doch gesagt: «Dir soll einmal Belém zu Füssen liegen ...».

Dann kam sie mir entgegen. Ich sagte ihr, ich habe mir ihr Schloss schon angesehen. Da bat sie mich, doch noch einmal mit ihr ins Schloss zu gehen. In der Kapelle hing ein kleines Gemälde. Es hatte keinen breiten schwervergoldeten Rahmen. Es stellte ein kleines portugiesisches Bauernhaus dar, in dem sanfte Tiere ein und aus gingen. Im Vordergrund sass zwischen Blumen und Sternen die heilige Familie.

«Ich möchte es so gern in unser Haus hängen», fragte mich Clara-Ana zaghaft.

«Ja, warum denn nicht? Es ist doch alles dein».

«Sie sagen es ja alle, aber wir können es nicht glauben. Die grossen Herren irren so oft. Belarmino hat gesagt, er werde uns ein Stückchen Erde beackern. Die Erde gehört allein unserm Hergott. Aber das Schloss, das wollen wir lieber nicht anrühren ... Aber dies kleine Bild ... ich möchte es so gern in unser Haus hängen».

«Aber gewiss, Clara-Ana».

Sie zeigte auf blasse, kaum noch lesbare Worte. «Dort ist etwas aufgeschrieben. Können Sie es lesen?»

Und ich las ihr vor: «In hoc loco habutat fortuna — An diesem Ort wohnt das Glück».

«Ja, dann ist es für uns», sagte Clara-Ana mit kindlich-schlichter Ueberzeugung.

Und sie drückte es zärtlich an sich.

I M L A U T E R A A R

Schon sehr früh übte der klangvolle Name «Lauteraar» eine starke Anziehungskraft auf mich aus. Im Laufe der Jahre wurde mir dann das Bergland am Ursprung der Aare zur zweiten Heimat, zu der ich noch als alter Knabe fast Jahr für Jahr hinaufsteige, um ihr meine Treue zu bekunden.

Ende Mai liegt noch tiefer Schnee im Lauteraar. Im Juni aber klettert ein kurzer, heisser Sommer in das weitabgelegene, ganz zuhinterst sich nochmals vergabelnde Gletschertal hinauf. In wenigen Tagen werden die rhythmisch geschwungenen, wie zwei Schienenstränge nebeneinander verlaufenden Moränenzüge freigelegt, die Eisströme zeigen in der Aperung ihr grünlich schimmerndes Geklüft, und die Schmelze bringt alle Bäche zum Rauschen. Das Licht strahlt hoch durch die Bergtore herein; es flimmert und glimmert allerenden in millionenfacher Brechung.

Aber der fiebrig glühende Sommer geht rasch zu Ende, und im September waltet schon wieder der Herbst im Lauteraar. Die Hand des Sterbens tastet über Firn und Grat, sie löscht die grellen Farben und den Sonnenglast aus, und über alles breitet sich eine Wehmut, eine Ruhe und Reife, die den Wanderer ergreift und nachdenklich stimmt. Im müden Herbstschimmer versuchen die Grasschroffen zwar noch einmal aufzuleuchten, aber es ist keine richtige Ueberzeugung mehr darin. Die Hänge vergilben, sie bekommen einen Stich ins Bräunliche und Rostrote, wie fein angerauchter Meerschäum. Und bald wirbelt der erste Schnee hernieder, hier ein Flöckchen und dort eines, dann zehn und zwanzig zugleich, emsig und arbeitsam.

Der Bergsteiger erreicht das Lauteraar auf verschiedenen Wegen. Der bequemste ist derjenige